Aus König Heinrich's Zeit.

Historische Novellette von Eufemia Gräfin Ballestrem.

(Schluß.)

„Gabriele," fuhr Heinrich IV. fort, „Gabriele, habt Ihr alle jene Verse vergessen, die ich für Euch dichtete? Habt Ihr sie vergessen? Nein, Ihr könnt es nicht, Ihr wißt, daß Euch mein Leben gewidmet ist. Die Tage der Trennung von Euch, die ich in St.-Germain verlebte, ich habe sie dazu benutzt, neue Verse für Euch zu dichten. Wollt Ihr sie hören?" —

Gabriele nickte bejahend mit dem schönen blonden Kopf, und Heinrich IV. sang eine seiner schönen Romanzen, zu der er Text und Melodie selbst dichtete, und worin er seine Liebe pries.

Gabriele hatte aufmerksam zugehört, der Sonnenglanz eines Lächelns hatte nach und nach ihre Züge erhellt, und als der königliche Troubadour geendet hatte, reichte sie ihm ihre Hand und sagte:

„Ihr habt gesiegt, ich bleibe!" —

Das Schloß in der Bretagne mit seinen hohen Bäumen und dem kühlen Weiher war zurückgesunken in den Nebel der Vergessenheit — armer Raoul!

Es war spät geworden, der König war gegangen und Gabriele saß noch am hellen Camin, aber diesmal weinte sie nicht, ihre weißen Finger umschlangen das Pergament, welches des Königs Verse enthielt, und aus ihren tiefen, dunklen Augen brach ein heller Strahl des Glückes.

„Noch bin ich ihm Alles," flüsterte sie, „noch hat die böse Marquise keine Gewalt über ihn! Fürchte ich sie? Nein, nein, wer das Gute will, der braucht keine Scheu vor dem Bösen zu fühlen!" —

Da pochte es leise an die Thüre—sie wendete sich um —

„Raoul!" schrie sie laut auf.

Ja, er war es, Raoul von la Roche.

„Erschrickt nicht, Gabriele," sagte er, und seine Stimme bebte, „ich bin nur gekommen, Dir Lebewohl zu sagen. Durch Zufall hörte ich Dein Gespräch mit dem König — ich mache Dir keine Vorwürfe, denn Du hast es anders gewollt, und Gott möge dir Deine Schwäche vergeben. Zum zweiten Male hast Du mir die letzten Hoffnungen meines Herzens zerstört, darum nehme ich Abschied von Dir, ich ziehe hinaus in den Krieg, vielleicht kann ich dort enden, ruhmvoll auf dem Feld der Ehre. Wandle die von Dir betretene Bahn weiter, Du kannst nicht mehr zurück. Leb' wohl!"—

Die Thür drehte sich in ihren Angeln, seine Schritte klangen immer entfernter — er war fort. Gabriele aber lag ohnmächtig vor dem Camin, und draußen heulte der Sturm eine wilde Weise und ein Käuzlein flog am Fenster auf und nieder, ein Klagelied singend, denn das Schicksal hatte über die schöne blonde Gabriel d'Estrees beschlossen! —

Das Jahr 1599 war gekommen unter blutigen Kriegen und Verfall des Landes. Gabriele weilte immer noch in Paris und König Heinrich's IV. Vermählung mit Maria von Medicis stand bevor, Raoul von la Roche war mit Ehren bedeckt auf dem Schlachtfelde geblieben, und nun verlangte es Gabriele auch nicht mehr nach der Bretagne zurück — all' jene stillen Plätze mit ihren Erinnerungen, sie hätten tausend Vorwürfe in ihr wachgerufen, und in ihr zehrte die Reue über ihr begangenes Unrecht mächtiger denn je.

In einer der belebtesten Straßen von Paris befand sich das Palais von Maria Entengues, Marquise von Verneulle. Sie war Palastdame der Königin Maria von Medicis geworden und stand in dem Rufe großer Schönheit. In dem Augenblick, wo wir sie zu besuchen die Absicht haben, lag sie hingeworfen in eine Causeuse und starrte finster vor sich hin. Sie war schön, ja, aber wie der berühmte Sully sich ausdrückte, eine beauté de diable, indem er hinzufügte, er hielte sie für fähig, Alles, selbst Verbrechen zu vollführen.

Ein Lakai erschien in der Thür.

„Was soll's?" fuhr die Marquise auf.

„Monsieur Ravaillac." —

„Laßt ihn eintreten!" —

Der Diener ging und kehrte wieder, um einen jungen Menschen mit wild flatternden Haaren, bleichem Gesicht und schwärmerischen schwarzen Augen einzulassen.

„Ihr bringt Nachricht?" fragte ihn die Marquise kurz, ohne Gruß.

François Ravaillac verbeugte sich.

„Nun, was hörtet, was saht Ihr?"

„O, ich sah einen Engel des Himmels, bei Gott, die Krone der Schönheit, rief Ravaillac, die Augen gen Himmel richtend; „nun, da ich sie gesehen, lebe ich wieder!" —

„Was schwatzt Ihr für Thorheiten? Wen saht Ihr?" grollte Maria von Entrengues.

„Wen? Nun sie, Gabriele d'Estrees!" —

„Schweigt!" donnerte die Marquise dem Erschrockenen zu, „schweigt, wagt es nicht, ihren Namen zu nennen?" —

„Ja, weshalb denn nicht?" fragte der Gescholtene.

„Warum? Es paßt nicht in meine Pläne. Und in welchem Anzuge wagt Ihr, vor mir zu erscheinen!" fuhr sie, Ravaillac musternd, fort.

Er ließ seine Augen über seine allerdings etwas beschmutzten und abgerissenen Kleider gleiten.

„Es ist wahr," sagte er erröthend, „allein es geschah im Gedränge —"

„Was habt Ihr nöthig, Euch ins Gedränge zu mischen? Euer Weg führt nur zu mir, wenn ich es befehle!" —

„Ereifert Euch nicht," entgegnete Ravaillac, „und habt die Güte, mir zu sagen, was Euer Begehr ist. Im anderen Fall wollte ich Euch ersuchen, in anderem Tone mit mir zu sprechen. Wer Euch hörte, müßte glauben, ich sei Euer Diener!" —

„Schweigt!" befahl die Marquise. „Freilich seid Ihr mein Diener, wenn auch nicht in dem Sinne, wie Ihr denkt, Undankbarer, denn ich habe Großes mit Euch vor. Um Euch aber dahin zu bringen, müßt Ihr mir gehorchen, und das unbedingt."

„Das wiederholt Ihr mir täglich, Madame," rief Ravaillac ungeduldig, „jetzt weiß ich es schon auswendig."

„Ihr werdet es noch oft hören müssen," sagte Maria von Entrengues kalt.

„Dann werde ich, wenn Ihr mit Eurem Phrasen beginnt, Lieder singen, wie:

Charmante Gabrielle
Perces de mille dards!"

Die Marquise war bleich geworden, mit finsterem Blick faßte sie ihres Sclaven Arm und schüttelte ihn heftig.

„Nennt ihn nicht, den verhaßten Namen," sagte sie mit heiserer Stimme, „sie — sie muß fort von hier!" —

„Wird Euch schwer fallen," höhnte Ravaillac.

Die Marquise hatte seinen Arm losgelassen und schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Dann trat sie an den jungen Mann heran und flüsterte:

„Sie ist's, die mir in meinen Plänen hinderlich ist — ich hasse sie, sie steht mir im Wege — Ravaillac — in einem geheimen Wandschränkchen stehen noch einige Fläschchen aus Katharina von Medicis geheimen Laboratorium — hört: Gabriele d'Estrees wird mich besuchen—wir wollen den Confect mit dem Inhalt dieser Fläschchen füllen —"

Sie konnte nicht enden — Ravaillac hatte sie gepackt und rang mit ihr.

„Maria — was habt Ihr vor?" —

Sie hatte sich losgemacht aus seinen Händen, die ihre Arme gleich Schraubstöcken gepackt hatten.

„Wollt Ihr mir helfen," fragte sie mit funkelnden Blicken, „wollt Ihr helfen, jenes blondköpfige Geschöpf zu zertreten gleich einer Schlange? Ich sage Euch, ihr Tod ist Eure Größe."

„Ihr ein Leids anthun, diesem Engel," rief Ravaillac, „nie, so lange ich athme. Versucht's nicht, Frau Marquise, Ihr würdet Gottes Zorn auf Euch herabbeschwören!"

Mit der Hand vor den Augen verließ der Unglückliche das Gemach.

Sein böser Engel, in dessen Gewalt er unrettbar verfallen war, sah ihm lange nach — und ein häßliches Lächeln spielte um ihren Mund.

„Gut," murmelte sie, „willst Du's nicht vollbringen, Feigling, dann thu' ich's allein!" —

Es war Frühling geworden. Die Osterglocken läuteten hell und feierlich, die ganze Welt lag in rosigem Glanze, als Gabriele d'Estrees den mit jungem Grün geschmückten Garten, dessen Hauptallee nach dem Hotel der Marquise von Verneulle führte, durchschritt. Sie sah bleich und leidend aus, die einst so schöne Gabriele, und ihre wundervollen dunklen Augen hatten ihren Glanz verloren — sie wäre wohl gern mit den hellen, jubelnden Klängen der Osterglocken aufgeflogen nach jenen sonnigen Höhen, wo es keinen Schmerz mehr giebt. —

Sie bedeckte ihre Augen mit den Händen und lehnte schmerzversunken an einem Baum, vielleicht brachten ihr die Glockenklänge Erinnerungen herbei, Erinnerungen von einer sonnigen Kindheit, einem glänzenden Leben am Hofe, oder aber auch sah sie ihn, Raoul den treuen Ritter aus der Bretagne, ausgestreckt auf blutigem Schlachtfelde zu Tode getroffen — vielleicht sah sie dies Alles auch nicht, vielleicht dachte sie nur an die Gegenwart mit ihrem nagenden Schmerz — — chi la so! —

Nicht weit von ihr, hinter einem dichten Strauch verborgen, sah François Ravaillac zu ihr hinüber mit großen, glühenden Augen. Sein Anzug hätte jedenfalls wieder der Marquise Mißfallen erregt — er fühlte es selbst, aber er dachte:

„Ach was, um ihretwillen kann man sich schon von der Donna Maria schelten lassen. Und im Grunde genommen mache ich mir auch nichts aus ihren bösen Worten," monologisirte er weiter, „wenn der weibliche Satan nur ihr, der charmante Gabrielle, Nichts zu Leide thut."

Und er sah sie weinen, wie sie so ihm gegenüber an dem Baume lehnte, er sah es und schritt auf sie zu:

„Darf man fragen, was die durchlauchtigste Frau Herzogin also betrübt?"

Gabriele d'Estrees sah erschrocken auf, und erschrak noch mehr, als sie plötzlich vor sich das grundhäßliche Vogelgesicht Ravaillac's mit den unheimlich glühenden Augen sah.

„Ich kenne Euch nicht —" stammelte sie.

„O, das thut Nichts zur Sache," rief er, „aber ich kenne Dero herzoglichen Gnaden, desto besser."

Gabriele maß den jungen Menschen ängstlich, dann schritt sie, ohne ihn weiter zu beachten, dem Schlosse zu.

„Auf ein Wort, Frau Herzogin," flüsterte er, sich scheu umblickend: „wenn Ihr zur Marquise von Verneulle geht, so hütet Euch vor deren Confect!"

Sprach's und war verschwunden.

Erstaunt und erschreckt sah ihm Gabriele nach — was wollte er mit seiner seltsamen Warnung, wußte er um ein ihr drohendes Unheil, oder war er wahnsinnig? Sie glaubte das Letztere annehmen zu müssen.

An der Treppe ihres Hotels empfing die Marquise ihren Gast mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit, aber Gabriele bebte vor ihr zurück, es war ihr unheimlich in der Nähe dieser Frau, und dennoch wußte sie sich nicht den Grund ihres Widerwillens anzugeben. Es ist ein feiner Instinct, der oft das menschliche Herz leitet — abergläubische Naturen nennen dies Ahnungen, und oft gewiß nicht mit Unrecht. Auch über Gabrielens Herz flog ein seltsames Bangen, als sie der Marquise gegenüber saß, so ganz allein. Wie Centnerlast lag es ihr auf Brust, sie athmete schwer, indeß ihr Gegenüber die glühenden schwarzen Augen auf sie geheftet hielt, gleich der Anakonda, die ihr Opfer dadurch bezaubert, um es dann desto sicherer zu haben.

„Frau Herzogin, Ihr seid leidend —" meinte Maria von Entrengues.

„O, nur eine momentane Schwäche, es geht vorüber," versicherte Gabriele.

„Vielleicht wäre Euch eine kleine Stärkung willkommen," rief die Marquise, „ich beschwöre Euch, nehmt davon!" —

Sie ergriff von einem Seitentischchen eine silberne Schale und reichte sie der Leidenden — es war köstliches Confect. Gabriele fuhr wie von einer Natter gestochen zurück.

„Ich danke Euch," sagte sie leise, „ich liebe das Confect nicht!"

Die Marquise warf einen raschen Blick auf die erregten Züge ihres Gastes, dann sagte sie völlig ruhig:

„Nicht? Ei, es ist nicht für Jeden; nun so nehmt eine Orange, sie wird Euch stärken."

Sie reichte Gabrielen ein köstlich dunkelrothes Exemplar dieser Frucht und diese begann dieselbe, gänzlich beruhigt, zu zerlegen und erquickte sich sichtlich daran. Plötzlich jedoch schrie sie auf:

„O, mein Gott — ich bin vergiftet!"

Hochaufgerichtet stand die Marquise vor ihr, ein dämonisches Lächeln umspielte ihren Mund.

„Mein," murmelte sie, „mein! Meine Pläne werden gelingen."

„Weh Euch!" ächzte das arme Opfer, „weh Euch — grüßt den König — sagt ihm — mein Lebewohl — ich sterbe!"

Noch ein paar Mal stöhnte sie laut auf, dann folgte ein lauter Seufzer — Gabriele d'Estrees, Heinrich's IV. Schutzengel, war nicht mehr.

Zwölf Jahre vergingen, Heinrich IV. herrschte, würdig der Ehre seiner Vorfahren, über sein Land, welches ihn, nun es seine wahren Absichten und Liebe für sein Volk erkannt, vergötterte. Der Tod der „charmante Gabrielle" hatte ihn zu dem großen König gemacht, der er jetzt war, ihr Tod entriß ihn seinen sentimentalen Schwärmereien und führte ihn den Weg, den er zu wandeln bestimmt war. Sie, die sein Schutzgeist im Leben gewesen war, deren sanfte Milde ihn so oft zum Guten geleitet hatte, sie hatte ihn durch den Schmerz, den ihr Tod auf sein Herz übte, gestählt für die Sorgen der Regierung, ihr verdankte er wiederum seinen Ruhm. Und er hatte ihr süßes Bild mit den träumenden Augen und dem wallenden Goldhaar nie vergessen, wenn er auch seine Gunst eine Zeit lang der schönen Maria von Entrengues zugewendet hatte.

Da jedoch, im Anfang des Jahres 1610, tauchten seltsame Gerüchte über den Tod der Gabriele d'Estrees auf, sie kamen zu des Königs Ohren und die Marquise mußte unter Schimpf und Schande den Hof verlassen, nicht ohne vorher den König ihrer Rache versichert zu haben.

Und es war im Anfang des Juni des Jahres 1610, als ein festlicher Zug sich der Kathedrale zu Paris näherte — es galt Heinrich's IV. Gemahlin, Maria von Medicis, zur Königin zu salben und zu krönen, was bis jetzt unterlassen worden war. Festlich läuteten die Glocken, das Volk wogte vor den königlichen Wagen her und grüßte jubelnd die goldene Carrosse, in welcher Frankreichs größter König allein saß. — Hinter dieser Carrosse ging ein Mann her, dunkel gekleidet, mit irren, unstäten Blicken, Niemand achtete seiner, wer sollte auch, hatten Alle doch nur Augen für ihn, den König. — Da, als eben der Wagen eine Wendung machte sprang er auf den linken Tritt desselben, — ein langer Stahl fuhr blitzend durch die Luft und mit lautem Schrei brach König Heinrich zusammen — François Ravaillac hatte ihm das Herz durchbohrt.

Eine furchtbare Erregung entstand nach der entsetzlichen That, Ravaillac wurde ohne Widerstand ergriffen, fast zerrissen von der Wuth des Volkes, der König aber war todt; seine rechte Hand hielt krampfhaft ein goldenes Medaillon umklammert, es enthielt das Bild der „charmante Gabrielle". Es schien als hätte er in dem letzten Moment der Todesangst Schutz bei ihr gesucht.

In seinem Gefängnisse, der Tod war ihm soeben verkündigt worden, ging François Ravaillac ruhelos auf und nieder. Irr schweiften seine Augen umher, es mochte wohl König Heinrich's blutiger Schatten sein, der ihm die Ruhe raubte.

Da knarrte eine Thür, er fuhr empor — die Marquise von Verneulle stand vor ihm, finster und drohend.

„Bist du da, nichtswürdiges Weib?" schrie der Unglückliche, „bist du da, dich zu weiden an den Gewissensqualen deines Opfers? Fort von hier —"

„Warum ließet Ihr Euch greifen?" sagte sie dumpf.

„Warum?" ächzte Ravaillac, „weil mir mein Leben Nichts mehr galt, Nichts mehr galt, seitdem Gabriele d'Estrees durch deine Hand fiel. Ja zucke nur zusammen, Maria d'Entrengues, du hast nicht ihr, sondern mein Leben auch auf dir lasten. Weshalb mußte dieser Engel sterben? Ich will es dir sagen, denn ich kenne deine Pläne. Du wolltest Königin von Frankreich werden, und als du glücklich die Nebenbuhlerin ermordet hattest, triumphirtest du einige Zeit, denn der König litt dich gern bei Hofe. Dann aber kam die Zeit, wo du fort mußtest aus dem Louvre unter Schimpf und Schande, da schwurst du Rache dem König, und ich sollte dein Werkzeug sein. Du hast mich bethört, meinen Verstand verwirrt durch fanatische Reden und ich war dir gehorsam! Du hast deine Rache, der König ist todt, und nun sieh, wie dein unglückliches Opfer als Königsmörder gerädert wird!"

Der Unglückliche brach zusammen, das furchtbare Weib ging und es ward still im Gemache.

So endete König Heinrich's Leben und mit ihm ein großer Abschnitt in der Geschichte; sie preist seinen Namen und verdammt den Ravaillac's; zu uns herüber weht aber ein Frühlingshauch, ein süßes Bild mit goldigen Haaren und tiefdunkeln Augen, das Bild der Gabriele d'Estrees.

Ueber englische Viehzucht.

Die englische Viehzucht verdankt ihre in der That ganz vorzüglichen Erfolge der richtigen Auswahl der Zuchtthiere, dann, was deutschen Landwirthen gegenüber gar nicht stark genug betont werden kann, der jederzeit vortrefflichen Ernährung und endlich der ausgezeichneten Pflege der einzelnen Individuen. Die deutsche Viehzucht unterscheidet sich von der englischen mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen ganz vorzugsweise durch die Art und Weise, in welcher das Vieh ernährt wird.

Der englische Viehzüchter giebt seinen Nutzthieren dasjenige Futter, von welchem er durch Erfahrung weiß, daß sie es am liebsten fressen, und zwar in solchen Mengen, wie sie nur immer consumiren wollen. Diesem Hauptnahrungsmittel fügt er noch andere, gewöhnlich zur beliebigen Auswahl der Thiere hinzu, welche den Futterwerth des ersten entweder erhöhen oder doch den Appetit der Thiere zur Aufnahme von größeren Futterquantitäten reizen.

Mit einem Worte, der Engländer sucht seinen Thieren so viel und so gutes Futter als nur möglich beizubringen; er scheut es namentlich nicht, in den Hafer-, Schrot- und Oelkuchensack mit voller Hand ganz tief hineinzugreifen, und erzielt so seine bekannten, ganz außerordentlichen Erfolge. — Ganz anders verhalten sich immer noch die meisten deutschen, namentlich kleineren Landwirthe.

Sie fragen nicht, wie die Engländer, wie viel Futter kann ich meinen Thieren wohl beibringen, sondern wie mache ich es wohl, daß mein Thier nicht verhungert, aber möglichst wenig Futter frißt, da ich von dem letzteren viel verkaufen möchte. Der Engländer wiegt selten sein Futter, aber oft sein Vieh, der Deutsche wo möglich täglich sein körperliches Futter, aber selten sein Vieh. Der englische Landwirth füttert fast nie mit Stroh, der deutsche vorzugsweise.

Die deutschen Landwirthe werden daher durch Importiren von fremdem Vieh allein, wie viele derselben immer noch vermuthen, ihre Viehzucht nicht heben, sondern weit mehr und erfolgreicher durch Anwendung richtiger Grundsätze für Fütterung, Wartung und Pflege, durch deren Nichtbeachtung in zahlreichen Fällen die edelsten, mit vielen Kosten importirten Viehstämme und deren Kreuzungsprodukte bereits untergegangen sind. Es steht nun fest, daß, wer nicht englisch füttern will, auch kein englisches Vieh züchten kann.

Wer hierzu aber Lust hat, thut unzweifelhaft gut, Zuchtthiere, welche für seine Zweck geeignet sind, aus England zu beschaffen, da dieses Land in dieser Beziehung einen großen Vorsprung vor uns hat; dadurch soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß Deutschland keine Viehracen besäße, die durch rationelle Zucht zu einem wünschenswerthen Grade der Vollkommenheit gebracht werden könnten. Dabei ist überdies noch zu bemerken, daß die deutschen Landwirthe mit ihrer Viehzucht mancherlei Zwecke zu verfolgen haben, welche in England gar nicht vorliegen. (Produktion feiner Wolle, Herstellung guter Zugochsen.)

Mancher deutsche Landwirth glaubt immer noch, in England züchte man lediglich Rennpferde, Shorthorns, Southdowns. Diese Meinung ist durchaus unrichtig. Man findet in allen landwirthschaftlichen Thiergattungen dort verschiedenen Racen gezüchtet, und man wird nur mit einiger Sicherheit etwa behaupten können, daß für deutsche Zuchtzwecke das Vollblutpferd, resp. das starke Pferd aus Suffolk, das Shorthornvieh und das Southdownschaf die geeignetsten Thiere seien.

In England selbst ist die Meinung der Thierzüchter über den Werth der einzelnen gleichartigen Racen sehr entgegengesetzt.

Ich habe bereits früher gesagt, daß die Fleischproduktion die Hauptrichtung in der englischen Nutzviehzucht sei und in dieser wird wieder die Frühreife der einzelnen Individuen als erste Bedingung angesehen. Man giebt daher den jungen Thieren was und soviel sie fressen wollen, namentlich entzieht man ihnen die Muttermilch so spät als möglich und zieht so ein Thier, welches mit zwei Jahren bei dem Rindvieh und einem Jahre bei den Schafen nahezu ganz entwickelt, schwer genug und für die Schlachtbank reif ist.

Auf einer Besitzung des Herzogs von Bedford sah ich eine Heerde von 80 Kühen, welche noch nie gemolken waren, sondern nur Kälber brachten und diese etwa 3 bis 4 Monate säugten.

Ich erinnere mich sehr genau, daß vor nicht zu langer Zeit ein deutscher Landwirth seinen erstaunten resp. Geschäftsgenossen erzählte, er gebe seinen Zuchtkälbern nur einige wenige Tage lang die theure Milch, dann ernähre er sie mit dem eminentesten Erfolge mit Heuthee. Man muß in solcher Weise ernährte Kälber, denen gewöhnlich die Haare über ihren eigenen Zustand zu Berge stehen, gesehen haben, um zu verstehen, was für ein Bewandtniß es mit den geistreich calculirten Ernährungsmethoden habe.

Das Schaffleisch ist in England etwa 12 bis 15 Procent theurer als das Rindfleisch, aus welchem Grunde dort verhältnißmäßig sehr viele Schafe gehalten werden. Man kann in England auf 1 Stück Rindvieh 5 Schafe rechnen, während z. B. in Preußen auf 1 Stück Rindvieh nur 3 Schafe entfallen. Es scheint hieraus hervorzugehen, daß die Fleischproduktion durch Schafe noch größere landwirthschaftliche Erfolge bietet, als die durch Rindvieh.

Wenngleich man die Cultur der Wolle bei den Schafen nicht unterläßt, so ist die Production derselben bei der englischen Schafzucht doch nur Nebensache. Das englische Nutzvieh, Schafe und Rinder, wird den größten Theil des Jahres, jedenfalls den ganzen langen Sommer und Herbst hindurch, auf der Weide ernährt. Daneben verabreicht man den Schafen in Trögen, welche auf den üppigen Weiden aufgestellt sind, Hafer, Bohnen und Leinkuchen.

Dem Rindvieh verabreicht man während der Weidezeit nur Leinkuchen, selten Körner; jedoch bleiben die Bullen und die Mastthiere im Stalle, wo sie nach den Grundsätzen der Stallfütterung kräftig ernährt werden.

Das Winterfutter der fast das ganze Jahr hindurch im Freien lebenden Schafe und des in luftigen Ställen aufgestellten Rindviehs besteht aus Rüben, Heu, Hafer, Erbsen, Wicken und Leinkuchen.

Die Devons, die Herefords und die Shorthorns nehmen unter den Rindviehracen Englands, die Angus und Ayrshires unter denen Schottlands den ersten Platz ein. Die Shorthorns scheinen das beste Fleisch, die Ayrshireküh die beste Milch zu liefern, doch gehen die Meinungen der Engländer über diese Frage weit auseinander. Ich muß hier meinerseits noch ein Bekenntniß zu Gunsten der Shorthornkühe ablegen.

Vor meiner Reise nach England hielt ich nach meinen in Deutschland gemachten Beobachtungen die Shorthorns zur Milchproduktion für durchaus ungeeignet. Diese Meinung muß ich, nachdem ich die Shorthorns in dem Kuhstalle zu Windsor gesehen habe, dahin modificiren, daß auch unter den Shorthorns recht gute Milchkühe anzutreffen sein, wobei jedoch immer bemerkt werden muß, daß Milcherzeugung nicht die vorzüglichste Leistung dieser Thiere ist. In dem Kuhstalle zu Windsor war eine kleine Anzahl Alderneykühe welch mit den Allgäuer Thieren sehr viele Aehnlichkeit haben, aufgestellt.

Diese Thiere wurden wegen der Qualität und Quantität der producirten Milch unter Berücksichtigung des verabreichten Futters für die besten Milcher erklärt.

Bei Betrachtung der englischen Schafe muß man zwischen langwolligen und kurzwolligen unterscheiden. Zu den langwolligen gehören die Leicesters, Cotswolds und die Lincolns. Diese Thiere sind sämmtlich von großer Figur, starkem Knochenbau, tragen eine lange, wenig werthvolle Wolle, verlangen eine sehr reiche Weide, dürfen nur langsam und wenig bewegt werden, gedeihen in fremden Klimaten schlecht und sind nach den vorliegenden Erfahrungen zur Zucht unter deutschen Verhältnissen sehr wenig geeignet.

Für diese Verhältnisse eignet sich unzweifelhaft am meisten das kurzwollige Southdownschaf, ein sehr edles, frühreifes Fleischschaf.

Es lebt in England in großen Heerden auf den knapperen Weideländereien, erträgt wegen seiner kräftigen Constitution einen weiten Weidegang und nimmt notorisch mit den in Deutschland gewöhnlich vorkommenden Weiden vorlieb.

Die Zeichensprache.

Nach einer Maxime des Horaz prägt sich Das, was wir sehen, dem Geiste viel tiefer ein, als Das, was wir hören. Daher ist die Sprache der Zeichen, welche zu unserer Einbildungskraft sprechen, die energischeste aller Sprachen. Wie vieler Worte bedürfte es für die kalte Vernunft, um Das auszudrücken, was Tarquinius der Stolze durch ein einziges Zeichen malte. Sein Sohn Sixtus, der sich zu den Gabiern zurückgezogen und dort großes Ansehen erlangt hatte, schickte einen Boten an seinen Vater, um ihn fragen zu lassen, welche Mittel er anzuwenden habe, um sich dasselbe zu erhalten. Der Bote fand Tarquinius in seinem Garten, wo er eben spazieren ging, und wo er, anstatt jeder Antwort, begann, die Mohnköpfe abzuschlagen, die sich über die anderen erhoben.

Alexander der Große las einst in der Mitte seiner Eroberungen geheime Briefe. Hephästion, sein Liebling, näherte sich ihm und las die Briefe mit ihm. Alexander hinderte ihn nicht daran, sondern nahm blos seinen Ring und drückte ihn als ein Siegel auf dessen Lippen um ihm damit Verschwiegenheit zu gebieten.

Der Sophist Zeno, der darin eine Ehre suchte, die kühnsten Paradoxa aufzustellen, leugnete eines Tages vor Diogenes das Vorhandensein der Bewegung. Dieser widerlegte die Behauptung ohne ein Wort zu sagen, einfach damit, daß er aufstand und ein paar Mal in seinem Zimmer auf- und abging.

Zurzeit der römischen Republik erntete ein freigelassener Sclave, der ein kleines Feld, das sein früherer Herr ihm gelassen hatte, mit großer Sorgfalt anbaute, auf demselben weit mehr Früchte, als seine Nachbarn auf ihren weit größeren Feldern. Der Neid murrte und klagte ihn der Zauberei an. Vor die Volksversammlung geladen, fand er sich von seiner Tochter begleitet vor derselben ein; es war ein gut genährtes und anständig gekleidetes Bauermädchen. Zugleich brachte er seine kräftigen und starken Ochsen, einen Pflug und alle seine Arbeitswerkzeuge im guten Zustande mit sich. Dann wandte er sich an seine Richter und sagte: „Römer, das ist meine Zauberei; indessen fehlen noch einige: meine Anstrengungen, Nachtwachen und der vergossene Schweiß, die ich nicht habe mit hierherbringen können." Er wurde einstimmig freigesprochen und an seinen Neidern durch die Lobsprüche, die ihm zu Theil wurden, gerächt.

Ein König der Scythen erfuhr, daß Darius, König der Perser, mit einer großen Armee in Scythien eingerückt sei. Er schickte ihm einen Vogel, einen Frosch und fünf Pfeile. Der Gesandte überreichte dem Könige das Geschenk und zog sich dann, ohne ein Wort zu sagen, zurück. Darius verstand die schreckliche Sprache und hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich in sein Land zurückzuziehen.

Als die Portugiesen sich im Jahre 1507 der Stadt Ormus auf einer Insel am Eingange des persischen Meerbusens bemächtigt hatten schickte der Schah von Persien und verlangte von ihnen den Tribut, den der König von Ormus ihm alle Jahre zu bezahlen habe. Albuquerque, der Anführer der Eroberer, ließ sogleich ein großes Gefäß herbringen, das mit Kugeln, Granaten, Lanzen und Degen gefüllt war, und sagte dann stolz zu dem Gesandten des Schah: „Gehen Sie und überreichen Sie dieses Geschenk Ihrem Gebieter und sagen Sie ihm, das sei der Tribut, den der König von Portugal Denen bezahle, die einen solchen von ihm verlangten."

Während des Krieges zwischen Holland und Spanien schickte der König Sigismund von Polen im Jahre 1625 einen Gesandten an die Generalstaaten, um sie aufzufordern, sich mit den Spaniern zu versöhnen. Um sein Ziel zu erreichen, hob der Gesandte besonders die Unmöglichkeit für die Niederlande hervor, einer so furchtbaren, so kriegerischen und so unternehmenden Macht wie Spanien zu widerstehen. Der Statthalter hörte die Rede ruhig an und führte dann den Gesandten in einen Saal, wo er ihm die vielen Fahnen zeigte, welche die Truppen der Republik den Spaniern abgenommen hatten.

George Smith's Assyrische Entdeckungen.

Auf Veranlassung der Direktion des Britischen Museums unternahm vor einiger Zeit der an diesem Institute angestellte Gelehrte George Smith eine wissenschaftliche Reise nach Assyrien, die in hohem Grade vom Erfolg begünstigt ist. Herr Smith erforschte viele von den alten Ueberresten und Denkmälern, sowie das allgemeine Aussehen des Landes von Kujundschik am Tigris bis hinab nach Babylon am Euphrat; auch den Marschdistrikt von Hillah durchkreuzte und die Birs Nimrud untersuchte er. Endlich drang er durch die Wüste bis Tell Ibrahim vor. Während dieser verschiedenen Ausflüge und in Folge seiner Ausgrabungen näher bei Mossul hat er über 80 neuere Inschriften aufgefunden. Eine darunter rührt von Merodach-Baladan, König von Babylon, Sohn des Millitu, Enkel Kedrigalzu's, aus der Zeit um das Jahr 1300 vor Christi Geburt her. Eine andere bemerkenswerthe Inschrift ist jene Bulnirari's Königs von Assyrien, die eine Reihe von Expeditionen und Siegen unter den Regierungen von Assurabalid, Belnirari, Sul und Bulnirari aufzählt. Dieser sehr interessante Bericht enthält nähere Einzelheiten über die Straße zum großen Tempel von Assur aus dem Jahre 1320 vor Christi Geburt. Auch einen Theil der Serien von Keilschrift Tafeln mit sehr seltenen und alten babylonischen Legenden und sehr nützlichen Syllabarien, einer zweisprachigen Sammlung von Sprichwörtern und einigen astrologischen und mythologischen Tabellen fand er auf. Unter anderen Entdeckungen verdienen hier Erwähnung zeitgenössische oder historische Memoriale von Sargon, Esarhaddon, Assurbanipal, Nebukadnezar, Nabonidus, Kambyses und Darius. Herr Smith hat ferner einige außerordentlich wichtige Schrifttafeln aus der parthischen Periode, mit nicht mißzuverstehenden Daten, und viele andere mehr oder minder wichtige Reliquien ans Tageslicht gefördert. In Nimrud grub er siebzehn Tage hindurch und legte dort den nordwestlichen Palast von Esarhaddon, Tempel von Nebo und auch einige noch ganz unberührte Theile des Südost-Palastes bloß. Dieser letztere ist von größerer Ausdehnung und gewaltigerem Charakter, als angenommen wurde. Herr Smith fand geräumige Hallen und schöne Zimmer, deren Wände mit Streifen in einfachen Farben geschmückt waren. Unter dem Fußboden einer dieser Hallen stieß er auf sechs Thonfiguren, welche einen menschlichen Körper mit dem Kopf eines Löwen vorstellten. Diese Figuren haben vier Flügel und jede von ihnen hält in der linken Hand den symbolischen Korb. Eine seiner allerjüngsten Entdeckungen ist jene eines vollkommen neuen Textes der Annalen von Tiglath-Pileser. Herr Smith grub tüchtig fort, um wenn möglich die noch fehlenden Stücke dieser hochwichtigen Reliquie aufzufinden. Dann beschäftigte er sich mit Ausgrabungen in der Königsbibliothek zu Niniveh, die er ohne viele Mühe gefunden hat. Eine neuerdings von ihm aufgefundene Tafel enthält eine Aufzählung von Strafen für Gesetzübertretungen. Der bedeutendste Fund ist jedoch ein Stein, dessen Inschrift die vor einiger Zeit entdeckte und entzifferte Erzählung von der Sündfluth ergänzt. Nicht minder wichtig ist ein etwa drei Schuh hoher, einen Schuh neun Zoll breiter und einen Schuh neun Zoll dicker Gedenkstein. Die eine Seite desselben stellt dar eine Anzahl wunderbarer mythologischer Figuren nebst Emblemen von Göttin und Dämonen und dazu das Bild eines im Bau begriffen Thurmes, der an die Birs Nimrud erinnert. Auf der anderen Seite befinden sich drei Schriftcolumnen von zusammen 115 Zeilen, welche eine Landschenkungsurkunde an einen Priester von dem babylonischen König enthalten. Der Priester verpflichtet sich dafür zur Verrichtung gewisser Ceremonien, und eine Sammlung von Flüchen wird über die Nichterfüllung dieser Verpflichtungen ausgesprochen. Dieser Stein ist darum von großer Wichtigkeit, weil er zwei Könige nennt, die bisher noch gar nicht bekannt waren. Bis jetzt kannte man nur fünf assyrische Könige und ihre annähernde Regierungszeit, nämlich: Karaindas 1420 v. Chr.; Burna-Buriyas II. 1400; Kara-Kardar, Sohn des vorigen, 1380; Nazibugas, ein Usurpator, 1370; Kuri Galzu, Sohn des Burna-Buriyas, 1360. Nun kommen noch hinzu: Milisizu II. Sohn des Kuri-Galzu, 1340; und Merodach-Baladan I. Sohn des vorigen, 1320 v. Ch.

Abgesehen von seiner historischen Bedeutung ist der Stein noch wichtig durch den Aufschluß, den er uns über die religiösen Anschauungen des Volks gewährt. Das in der Inschrift erwähnte Grundstück wird von dem Könige Merodach-Baldan dem Nabu-Nadin-Ahi geschenkt für einige Lobgesänge zu Ehren des Königsreiches und der es unterstützenden Götter. Diese Hymnen wurden wahrscheinlich, wie andere uns bekannte, auf Tafeln geschrieben und recitirt, oder von den Priestern bei verschiedenen Gelegenheiten gesungen. Wir haben hier demnach eines der ältesten Beispiele von der Dichtkunst gewähr em königlichen Schutze und Nabu-Nadin-Ahi ist demnach der älteste uns bekannte poeta laureatus. Der zweite von Herrn Smith angekaufte Monolith ist 20 Zoll lang und 9 Zoll breit und enthält 80 Zeilen in Keilschrift. Neben einer Anzahl höchst ausdrucksvoller Flüche enthält die Inschrift einige Aufschlüsse über die dunkelste Periode in der assyrischen Geschichte. Eine weitere Inschrift enthält Gebete des babylonischen Königs Amil-urgal an die Götter Babylons, Bel oder Merodak und Liratbanit, Babylon und dessen Tempel, König und Volk zu segnen. In einem Gebete sagte Ami-lurgal: „O Bel, deine Sitze sind Babylon und Borsippa, deine Krone ist der weite Himmel." Ein Fragment giebt eine Anzahl kurzer Sprüche, wie die des hebräischen Königs Salomo, wenn sie auch nicht so viel Weisheit enthalten. Eine Anzahl von Steinen aus den Zeiten des Arsaces, Darius, Kambyses, viele namentlich aus der Zeit des Nabonidus, werden ferner aufgezählt. Weitere Nachrichten werden demnächst in Aussicht gestellt.

Die Schwarzwälder Uhr und ihre Geschichte.

In einem der beiden westlichen Segmenthöfe, welche die Rotunde von den deutschen Galerien trennen, dem Versammlungsbau'e der deutschen Reichscommission zur Seite, haben sie ein niedliches Schwarzwälder-Haus erbaut; es ist der Pavillon der Schwarzwälder Uhr.

Man hat diesem volksthümlichsten aller Zeitmesser in der Welt-Ausstellung ein eigen Haus erbaut, wie den Kanonen Krupp's, wie den Schiffen des Lloyd. Denn weiter als jene Riesen-Donnerrohre die Macht Deutschlands bekundeten, zeugten und zeugen sie für den Erfindungsgeist, für den Arbeitstrieb und Gewerbefleiß des ärmsten seiner Kinder, des armen Bauern im Schwarzwalde. Und weiter als der Kiel dieser die Wogen spaltet, als ihre Flagge die Luft durchwallt, tik-takt ihr Pendel, surret ihr Rädchen. Die Schwarzwälder Uhr ist eine von den Thaten deutschen Geistes und deutscher Kraft, auf die Deutschland so gut als auf irgend eine der Thaten stolz sein darf, die stolz im Liede wiederklingen und in den Blättern der Geschichte wiederstrahlen.

Auch die Schwarzwälder Uhr hat übrigens ihre Geschichte, so gut und so lehrreich, so bewegt wie irgend eine. Wie viel Kämpfe wie viel Sorgen, wie viel Mühsal und Bedrängniß haben die armen, aber rastlos arbeitenden, sinnenden, grübelnden Schwarzwälder zu überwinden gehabt von dem ersten Versuch, das complicirte Räderwerk der metallenen Zeitmesser durch einfache Holzscheiben zu ersetzen, die Schwarzwälder Uhr zu dem vollkommenen und vielfach gearteten Uhrwerk umzugestalten, wie es heute mit Weckruf und Kukuks-Schrei, mit Viertelschlag und Repetirklang, hoch und nieder, Stunden, Tage, Jahre, das Leben mißt.

Diese Geschichte übrigens fand auch ihre Geschichtsschreiber. In der Stube des Schwarzwald-Häuschens, in die wir treten, blickt er hoch von der Hinterwand lächelnd auf uns nieder, der biedere Pfarrer Jack, der im Jahre 1816 die erste Historia der Schwarzwälder Uhren in Druck gab, und der Furtwanger Gewerbelehrer, Herr Karl Schott, der Arrangeur dieser Special-Ausstellung, dessen Geschichte und Schilderung der Schwarzwälder Uhren im Manuscript auf dem Tische liegt, begrüßt uns.

Aber beredter als irgend eine Geschichte, die gedruckt oder geschrieben ward, ist die, die rings an den Wänden zu sehen, die Collection von Schwarzwälder Uhren in der Reihenfolge ihrer historischen Entwicklung.

An der Wand links, gleich bei der Thür, in der Ecke oben hängt es, das einfache und erste Urbild. Ein einfacher, umrahmter Cubus, kein geschlossener Kasten. Selbst das Zifferblatt ist nur ein einfacher Holzring, auf dem groß und ungeschlacht in römischen Ziffern die zwölf Stundenzahlen gemalt sind. Nur ein einziger Zeiger schleicht an diesem Zifferkreis langsam hin, wenn er auf die zwölf gewiesen, steht er stille: von zwölf zu zwölf Stunden muß das Uhrwerk neu aufgezogen werden. Und das Räderwerk, wie einfach! Drei Holzräder mit Säge, Messer und Bohrer gearbeitet, bilden das Triebwerk und ein hölzernes mit zwei Bleikügelchen beschwerts Stäbchen (der Typus der heutigen Schaukeluhr) vertritt als „Balance" den Pendel. Die an Schnüren hängenden Gewichte sind rohe Kiesel, deren Formlosigkeit nicht einmal ein einfacher Hammerschlag irgendwie zu mildern suchte.

Das ist die „Unruh-Uhr"; denn die Balance, die ohne Ruh' und Rast auf- und niederschwankende, heißen die Schwarzwälder in ihrer kurzen drastischen Ausdrucksweise „die Unruh". Die erste Unruh-Uhr ist um die Mitte des 17. Jahrhunderts, also vor mehr als zweihundert Jahren verfertigt worden, und die letzte von der Sorte ist noch nicht gemacht, denn noch immer findet die einfache Unruh-Uhr, die eigentlich nur durch die eisernen Gewichte von ihrem Urbild sich unterscheidet, in vieler Herren Ländern zahlreiche Käufer.

Die eisernen Gewichte bezeichnen allerdings die erste Vervollkommnung der Schwarzwälder Uhr. Ihnen gesellte sich gleichzeitig der geschlossene Kasten und das auf Papier gedruckte und auf das Frontbrettchen gespannte Zifferblatt.

Bald folgte das Schlagwerk und der zweite Zeiger, der aber noch mit dem ersten (Stunden-) Zeiger in einer Ebene stand. Eine Uhr, die schon alle diese Vervollkommnungen in sich vereinigt, ist die, die neben der ersten Unruh-Uhr hängt.

Auf diesem Standpunkte blieb die Fabrikation der Schwarzwäldler Uhren lange stehen. Den nächsten Fortschritt bildete der Pendel, der an die Stelle der Unruhe trat, und wie diese an der Obenseite der Uhr an das Triebwerk sich fügte. Kurz und klein baumelte er vor dem Zifferblatt hin und her. Die Schwarzwäldler nannten diesen Pendel „Kurzer Schwanz" und die mit ihm versehene Uhr „Kurzschwanz-Uhr". Die Repräsentantin dieser Gattung in der Ausstellung stammt aus dem Jahre 1753. Drei Decenien jünger als diese Uhr ist der nächste große Fortschritt: Uebereinanderstellen der Zeiger, so daß jeder für sich auf besonderer Ebene sich bewegt. Der Erfinder oder Einführer dieser wichtigen Verbesserung hieß Mathias Hein. Die von ihm angefertigte, in der Sammlung befindliche Uhr stammt aus dem Jahre 1782.

Rasch folgten dieser Verbesserung noch drei andere.

Die erste war die Wecker-Vorrichtung Das hölzerne Regulir-Rädchen befand sich außen vor dem Zifferblatt und wurde unmittelbar gestellt.

Die nächste war die Einführung des vierundzwanzigstündigen Umlaufes. Die Uhr in der Sammlung, die eine der ältesten derartigen Uhren ist, enthält einen Flaschenzug, der die Hauptergänzung des früheren Mechanismus bildet.

Die dritte Verbesserung war die Hinzufügung des Repetirwerkes. Ihr Erfinder — sein Porträt hängt in der Stube — war der Schottenbauer und nach ihm hieß die Repetiruhr die „Schottenuhr."

Ihr schloß sich bald die Einführung der Stunden-Repetition, das ist die Vorrichtung, an, welche bewirkt, daß die Uhr nicht bloß einfach die Stunde, sondern die Zahl der Stunden schlägt, was sie früher nicht vermochte. Diese Verbesserung bestand vornehmlich in der Anfügung eines Boden-Rades, welches immer vor dem Schlagen ein surrendes Geräusch macht. Die Uhr hieß deshalb die Surr-Uhr.

Die letzte und entschiedenste dieser Reformen, die sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Schwarzwälder Uhren Fabrikation vollzogen, war die Einführung des langen Pendels, der nicht mehr von oben herab störend vor dem Zifferblatte, sondern von unten heraus unter diesem hing. Das erforderte eine theilweise Aenderung des Mechanismus, die Einführung der „zurückfallenden Ankerhemmung."

Der Einführer des langen Pendels hieß Christian Wehrle.

Auch das Aeußere der Uhr fand manche Verbesserung.

Das bedruckte papierne Zifferblatt wurde durch den lackirten Schild ersetzt, und die Figuren-Uhr, die jetzt als Kuckuk-Uhr so großer Popularität sich erfreut, ward eingeführt. Die ältesten Exemplare dieser Sorte, die die Collection aufweist, zeigen einen mähenden Schnitter, einen schulternden Soldaten, einen Seiltänzer und einen Kapuziner, der die Tageszeiten einläutet.

So verbessert und vervollkommnet verließ die Schwarzwälder Uhr das 18. Jahrhundert. Das 19. sah sie nicht weiter fortschreiten; die napoleonischen Kriegszüge und ihre Nachwehen brachten die Uhren-Industrie des Schwarzwaldes in Verfall; die Beliebtheit der Uhren nahm ab, der früher so reiche Verdienst ward knapp. Da errichtete die badische Regierung in Furtwangen eine Fachschule für Uhrmacher, die zwölf Jahre bestand und deren segensreichem Einwirken der erneuerte Aufschwung dieser Industrie zu verdanken ist, die jetzt wie nie zuvor blüht und den Reichthum des Landes schuf.

Der einen Wand mit der historischen Sammlung von Schwarzwälder Uhren stehen zwei Wände gegenüber die die ungeheure Mannigfaltigkeit und Formen-Vielheit der gegenwärtigen Uhren-Industrie des Schwarzwaldes zur Schau stellen. Eine eigentliche Vervollkommnung bildet in diesem Jahrhundert übrigens nur die Spiel-Uhr, die Martin Blessing aus Furtwangen möglich machte. Er erfand die Kunst, die Noten auf Walzen zu stechen und baute das erste Orchestrion. Die ersten eigentlichen Spiel-Uhren-Verfertiger hießen Anton Duffner und Benedict Mackle.

An der vierten, der Fensterwand der Stube, ist eine Collection von „Jackel-Uhren" zur Schau gestellt, niedliche, kleine Pendel-Uhren, die nach ihrem ersten Verfertiger, Jakob (Jackel) Herdstreit so heißen und eine der meistgekauften Sorten bilden.

Auf einem Tische längs dieser Wand endlich versinnlicht eine Sammlung der einzelnen Bestandtheile die jetzt eingeführte Theilung der Arbeit bei den Uhrmachern im Schwarzwald. An einer Schwarzwäldler-Uhr arbeiten mit: Der Gestell-Macher, der Schilddreher (oder der Blechschild-Macher), der Schildmaler (je nachdem der Glas-Maler, der Holz-Maler oder Blech-Maler), der Kasten-Verzierer, der Tonfeder-Macher, der Kettenräder-Macher, der Ketten-Macher, der Gießer, der Zifferblatt-Macher und der Uhren-Fournituren-Macher.

Die zwei Clienten.

Aus dem Tagebuch eines alten Anwalts.

Mit einem Vermögen, das ich für mein Auskommen für hinlänglich hielt und das ich wir durch langjährige harte Arbeit in meinem Berufe erworben hatte, zog ich mit meinem Bruder nach dem fernen Westen. Er hatte sich an der Grenze eine große Strecke schätzbaren Landes gekauft, und da er sich vorgenommen hatte, dort eine Stadt zu erbauen, so bot er mir für meine Dienste als Anwalt einen ganz anständigen Theil seines Reingewinnes. Mein Weib und mein einziges Kind waren vor Jahren gestorben, so daß mich an meine östliche Heimath nach dem Fortziehen meines Bruders keine Blutsverwandtschaft mehr band. Ein Jahr lang ging in unserer neuen Heimath Alles nach Wunsch, aber zuletzt brach das Unglück über uns herein. Mein Bruder ließ sich zu einer unglücklichen Speculation überreden, in der er sein ganzes Vermögen verlor, und dieser Schlag tödtete ihn. Beinahe hätte er mich auch getödtet, nicht der Verlust meines Vermögens, sondern der meines Bruders. Ich hatte mein sechzigstes Jahr erreicht und dieser Unglücksfall beugte mich tief. Ich hatte mein ganzes Vermögen in der neuen Stadt angelegt; aber der Schiffbruch war war kein totaler. Freunde sagten mir, wenn ich bleiben und ihnen meine Rechtskenntniß zu Diensten stellen welle, so wollten sie mir einen Theil des Landes abtreten. Ich that es und sie hielten ihr Versprechen: Die Stadt wuchs und blühete, ganz so, wie mein Bruder es im Voraus erwartet hatte, und nach einiger Zeit war ich wieder auf meinen Füßen, denn mein Grundbesitz wurde mehr und mehr schätzbar und meine Praxis nahm an Ausdehnung und Wichtigkeit zu.

Es war an einem kalten, trüben Novemberabend, wo ich in meiner Schreibstube saß und für den Agenten der Regierung einige Ueberschreibungen von Ländereien besorgte. Ich hatte meine Arbeit vollendet und eben meine Pfeife angezündet, als ich durch ein Klopfen an meiner Thür gestört wurde. Ohne mich von meinem Sitze zu erheben, rief ich: „Herein!" und sofort trat ein junger Mann ein, der von einer Reise ermüdet und beschmutzt, armselig gekleidet und unrasirt war.

„Sind Sie Herr Lascomb?" fragte er, während er seinen abgetragenen Hut in seinen Händen drehte und durch sein Benehmen zeigte, daß er für die Stellung, die er jetzt einnahm, nicht geboren und erzogen war.

Ich sagte ihm, mein Name sei Lascomb.

„Sind Sie Herr John Lascomb, der früher in New Haven in Connecticut wohnte?"

Ich nickte bejahend.

„Herr Lascomb," sagte er, „Sie waren da als ein Freund Derer, die meine Freunde waren. Darf ich mich niedersetzen und Ihnen meine Geschichte erzählen?"

Ich bejahte seine Frage gütig und bat ihn, sich in die Nähe des Camins zu setzen. Seine Erzählung war so genau und bündig, daß ich sie in seinen eigenen Worten mittheilen will:

„Sie mögen sich meiner nicht erinnern," begann er, „aber Sie kannten meine Mutter, als sie noch Mary Harding war, und Sie kannten sie, nachdem sie sich mit meinem Vater Nathan Adams verheirathet hatte. Sie kannten auch meinen Oheim Amos Harding, den Bruder meiner Mutter."

Ich nickte, als die alten Zeiten mir wieder ins Gedächtniß gerufen wurden. Ich erinnerte mich jener Personen recht gut. Sie waren vor langen, langen Jahren meine Schulcameraden gewesen.

„Sie erinnern sich wahrscheinlich auch," fuhr er dann fort, „daß mein Oheim Amos auch noch einen Bruder hatte, der Thomas hieß und älter als er war. Sie mögen sich erinnern, daß Thomas ein unruhiger, verschwenderischer Mann war, den zu retten und zu bessern Amos sich viel Mühe gab, ohne daß es ihm gelang. Thomas hatte drei Söhne, von denen zwei eben so ohne Grundsätze waren, wie ihr Vater vor ihnen gewesen war. Meine Mutter wurde von Amos besonders geliebt, und als mein Vater starb, nahm er sie in sein Haus auf. Als ich das erforderliche Alter erreicht hatte, brachte er mich als Lehrling in den Laden eines Freundes, da er mich, wie er meiner Mutter sagte, Kaufmann werden lassen wollte. Nach einiger Zeit starb meine Mutter und dann auch mein Oheim Thomas und dessen jüngster Sohn. Für Thomas' andere zwei Söhne, die älter waren als ich, sorgte mein Oheim Amos, welcher für sie Stellen erhielt, in denen sie ihr gutes Auskommen gehabt hätten, sobald sie sich einrichteten, aber sie hielten sich nicht gut und die Güte unseres guten Oheims mangelte ihnen dann.

Als ich mich meinem 21. Jahre näherte, zog Oheim Amos sich mit einem großen Vermögen aus dem Geschäfte zurück, und die Aussicht war, daß ich seine Erbe werden würde. Er hatte sich dahin ausgesprochen, daß er für die beiden Söhne seines Bruders Nichts mehr thun wolle. Kurz nachher zeigten Esra und Jason, die Söhne von Thomas, von denen ich gesprochen habe, eine auffallende Besserung. Sie wurden Mitglieder einer Mäßigkeitsgesellschaft, besuchten die Kirche und betheiligten sich auch an der Sonntagsschule. Sie suchten meine Gesellschaft und wurden wieder in das Haus unseres Oheims zugelassen. Ich hatte kein Vertrauen zu ihnen und sie sahen es; aber sie beurtheilen mich falsch, wenn sie glaubten ich würde meine Vermuthungen, die ich über sie hegte, meinem Oheim mittheilen.

So waren sechs Monate vergangen, als meine Cousins mich eines Abends baten, sie auf einer Excursion bei Mondenschein in der Bai hinab zu begleiten. Sie hatten sich ein gutes Boot gemiethet, das sie vollkommen zu leiten verstanden, und da es Vollmond und das Wetter sehr schön war, so versprach die Excursion eine recht angenehme zu werden. Ich sagte meine Theilnahme bereitwillig zu weniger um des Vergnügens willen, sondern weil ich wünschte, ihnen zu zeigen, daß ich ihre Gesellschaft nicht fürchte. Und doch fürchtete ich sie auch damals. Ich hielt sie für schlechte Menschen and Heuchler, und hatte die feste Ueberzeugung, daß ihre scheinbare Besserung nur eine Maske sei, die sie zu dem Zweck angelegt hätten, um ihren reichen Oheim zu bienden.

Wir verließen das Ende von Long Wharf um acht Uhr und segelten in den Sund. Als wir uns weit von dem Lande entfernt hatten, brachten meine Cousins Aepfel und selbstgebrautes Bier zum Vorschein. Ich aß Aepfel und trank von dem Bier, und bald hernach fühlte ich mich krank und schwindlig. Meine Cousins lachten über mich und erklärten, ich sei seekrank, aber ich wußte es besser. Ich war an die See gewöhnt und meine Krankheit war keineswegs die Seekrankheit. Sehr bald sank ich von einer schrecklichen Ohnmacht befallen nieder und ich erinnere mich noch, gehört zu haben, daß meine Cousins riefen, das Boot habe ein Leck bekommen und es sinke, aber ich war zu schwach, mich in die Höhe zu richten. Ich erinnere mich, daß ich die Fluth des kalten Wassers um mich her rauschen hörte und dann verlor ich meine Besinnung.

Als meine Besinnung zurückkehrte, befand ich mich am Bord eines Schiffes, das nach China segelte. Ich war aufgefischt worden, während ich auf einem Haufen Sparren, Tauen und Segeln einherschwamm, und nach der Beschreibung, die man mir von dem Zustande, worin man mich fand, gemacht hat, schloß ich, daß ich, als das Boot versank, auf dem Segelwerk und Tauwerk lag, das an dem Maste und dem Bugspriet befestigt war. Als ich darum bat, man möge mich ans Land setzen, sagte man mir, das sei unmöglich. Das Schiff war bei einem sehr günstigen Winde schon weit in der See und konnte nicht zurückkehren. Ich war eine ganze Woche krank, und als ich dem Arzt alle Umstände mitgetheilt hatte, erklärte er, ich sei vergiftet worden. Das erschreckte mich nicht, denn ich hatte den Verdacht bereits selbst gefaßt. Ich hatte mich erinnert, daß meine Cousins sich nicht aus derselben Flasche einschenkten, aus der sie mir zu trinken gaben, und ferner, daß ich Esra gesehen hatte, wie er Etwas wie einen Pflock aus dem Boden des Bootes zog. Zuletzt erinnerte ich mich auch noch, daß meine Cousins sich mit Life preservers versorgt hatten. Ich brauche nicht zu erwähnen, bis zu welchem Grade mein Verdacht durch diese Thatsache stieg. Wenn meine Cousins die Küste sicher erreichten, — was sie in einer so stillen und mondhellen Nacht mit ihrem Life preserver leicht thun konnten, dann konnten sie über mein Verschwinden leicht Auskunft geben.

Das Schiff war der Mercator von New York, John Simson Capitän. Unser Schiff wurde durch einen Typhon entmastet und es scheiterte an einer der Nicobars. Ein holländisches Schiff nahm uns mit nach Canton, und von da segelte ich nach einigen Monaten über das stille Meer nach San Francisco. In dieser Stadt traf ich einen Mann aus New Haven, und ohne mich ihm selbst zu entdecken, erfuhr ich, daß Esra und Jason Harding gesund und wohl seien und daß man sie als die Erben ihres reichen Oheims betrachte. Von San Francisco aus, Sir, habe ich die Reise hierher zu Lande gemacht. Ich hörte von Ihnen und dachte, wenn Sie wirklich der Schulcamerad meiner Mutter seien, so würden Sie mich wenigstens anhören und mir helfen, wenn es in Ihrer Macht steht."

Ich hatte die Erzählung des jungen Mannes angehört und schenkte ihr Glauben, aber ich bedurfte Zeit zum Nachdenken. Ich hatte mich seit längerer Zeit bereits mit dem Gedanken beschäftigt, meine frühere Heimath einmal zu besuchen, und konnte jetzt Verdienst und Vergnügen mit einander verbinden. Ich konnte die Reise mit dem jungen William Adams machen, ihn seinem Oheim zurückbringen und dazu beitragen, daß die beiden schurkischen Cousins bestraft wurden. Aber, wie bereits erwähnt, ich bedurfte Zeit zum Nachdenken. Ich nahm den jungen Menschen mit mir nach Hause, wo ich es ihm ganz comfortabel machte.

Es war bereits zehn Uhr vorüber, als wir das Gasthaus erreichten, wo ich wohnte, und nachdem ich meinen Gast der Sorge des gütigen Hausherrn übergeben hatte, begab ich mich selbst in das Schankzimmer, wo ich mich mit einem Glase heißen Toddy und einer frischen Pfeife niedersetzte, um nun die Ruhe zu genießen, in der ich in meinem Schreibzimmer so unterbrochen worden war.

Ich blieb mir aber nicht selbst überlassen, denn kaum hatte ich meine Pfeife angezündet, als der Portier eintrat und mir meldete, ein Fremder wünsche mich zu sprechen. Seit der Ankunft des Postwagens aus Jackson warte er auf mich.

„Wer und was ist es?" fragte ich.

„Hier ist er selbst, Sir!"

Ich blickte in die Höhe und sah einen ältlichen Herrn, der in meinen eigenen Jahren stehen konnte, kräftig und stark, obschon abgehärmt und geistig gebrochen. Sein Gesicht war mir sicher nicht fremd.

„Lascomb, kennen Sie mich nicht?" sagte er, seine Hand ausstreckend.

„Amos Harding!" rief ich aus, seine ausgestreckte Hand warm ergreifend.

Er war wirklich mein dereinstiger Schulcamerad, derselbe Mann, von dem wir an demselben Abend so viel gesprochen hatten. Wir setzten uns zusammen, und nachdem ein anderes Glas gebracht worden war, ließ man uns allein. Ich hätte gern von den alten Zeiten gesprochen, aber der Geist meines Freundes war mit andern Sorgen belastet und ich mußte ihm erlauben, sich darüber auszusprechen.

„Ich kam vor einem Monate nach dem Westen," sagte er, „und während ich mich in Jackson aufhielt, hörte ich von Ihnen. Ich war überzeugt, daß es mein alter Freund sei, und beschloß, Sie aufzusuchen."

Dann erzählte er mir seine Geschichte, die zu wiederholen hier überflüssig sein würde. Er erzählte mir beinahe Dasselbe, was der junge Mann mir bis zur Zeit des Verschwindens seines Schwestersohnes erzählt hatte. Er erzählt, wie Esra und Jason Harding durch ein vorüberfahrendes Boot aus dem Wasser aufgefischt worden wären und daß es William als verloren aufgegeben habe. Eine Zeit lang habe er darin nichts Unrechtes vermuthet. Beinahe zwei Jahre lang hätten seine lebenden Neffen große Zuneigung zu ihm gezeigt und ein rechtschaffenes Leben geführt. Endlich aber habe er ihre Falschheit und ihre versteckte Bosheit entdeckt, und aus verschiedenen Umständen, die zu seiner Kenntniß gelangten, schloß er, die möchten an ihrem unglücklichen Cousin boshaft gehandelt haben.

„Das war aber noch nicht Alles!" fuhr er fort. „Zuletzt wurde ich gewahr, daß sie über meinen eigenen Tod nachdachten. Sie wußten, daß ich ein Testament gemacht hatte, worin sie zu meinen Erben eingesetzt waren, sobald es sich herausstellte, daß mein Schwestersohn wirklich todt sei. Ich überwachte sie, wenn sie Nichts davon wußten, und wurde in meiner Ueberzeugung so bestärkt, daß ich jede Freude am Leben verlor. Es war immer schlimmer, als ganz verlassen zu sein. Mein eigenes Blut hatte sich gegen mich gekehrt und dachte an meinen Tod! Als Schutz vor einer Gefahr und um Zeit und Gelegenheit zum Nachdenken zu gewinnen, beschloß ich, meine Heimath zu verlassen. Ich entfernte mich heimlich und setzte nur meine Bankiers von meiner Abreise in Kenntniß, aber selbst ihnen konnte ich kein Ziel meiner Reise angeben.

Ich bin weit gereist und jetzt bin ich hier. Ich habe Zeit zum Nachdenken gehabt, bin aber noch zu keinem Entschlusse gelangt, auf welche Art ich eine Lösung der Schwierigkeit herbeiführen soll. Sie sind ein Rechtsgelehrter und mein Freund,—können Sie mir nicht helfen?"

Ich faßte die Hand des alten Mannes und sagte zu ihm:

„Wir wollen Beide das beschlafen. Ich glaube, ich sehe einen Weg, welcher Ihnen aus Ihrer Noth heraushelfen wird. Morgen will ich Ihnen denselben mittheilen. Und jetzt lassen Sie uns nun von der alten Zeit sprechen." Sein Gesicht heiterte sich auf und es gelang mir allmälig, ihn die Last vergessen zu lassen, die seit einiger Zeit so schwer auf ihm gelegen hatte, und wir plauderten bis Mitternacht von glücklicheren Zeiten.

Am folgenden Morgen fand ich, als ich herankam, Herrn Harding im Schankzimmer. Seine erste Frage war nach Dem, was ich ihm am Abend vorher versprochen hatte. Hatte ich an eine Lösung gedacht? Konnte ich sie ihm mittheilen?

Ich schickte ihn in ein Empfangzimmer und bat ihn, dort zu bleiben, bis ich zurückkehre. Dann holte ich William Adams und führte ihn in dasselbe Zimmer. Und meine beiden Clienten standen sich einander gegenüber.

Der alte Mann war einen Augenblick wie erschrocken. Wie er mir später versicherte, glaubte er einen Geist vor sich zu sehen. Mit dem jungen Manne war es nicht so. Er wußte, daß sein alter, gütiger Oheim vor ihm stand, und er eilte ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Oheim Amos! Gott sei Dank!"

Und nun kannte der alte Mann ihn, Geister konnten keine so herzliche Stimme haben, noch solche starke Hände. Und ich verließ sie, wie sie sich weinend umarmt hielten.

Eine Woche später kehrte ich mit ihnen in meine frühere östliche Heimath zurück. Herr Harding konnte es nicht über das Herz bringen, die Söhne seines verstorbenen Bruders als Angeklagte vor Gericht zu stellen, aber sie mußten ihm ihre Schuld bekennen, und dann schickte er sie fort, indem er ihnen zu derselben Zeit zu verstehen gab, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, nie zurückzukehren.

Amos Harding lebt als ein beinahe achtzig Jahre alter gesunder Mann noch jetzt und erfreut sich der reichen Genugthuung, zu sehen, daß sein Schwesterkind durch seine Güte gedeiht, während er selbst fähig ist, sich an dessen Glück zu betheiligen.